

Michael Schindhelm soll dafür sorgen, dass Dresden 2025 Europas Kulturhauptstadt wird. Dafür will er Pegida zum Vorteil erklären. Und mit seiner eigenen bewegten Ost-Geschichte punkten

DIE ZEIT: Herr Schindhelm, Sie sind Filmemacher, Schriftsteller, Kulturmanager – und der Mann, der als Kurator dafür sorgen soll, dass Dresden 2025 Europas Kulturhauptstadt wird. Ist Pegida nützlich oder schädlich für diese Bewerbung?
Michael Schindhelm: Wenn ich etwas polemisch sein darf: Ohne Pegida hätte mich diese Aufgabe vielleicht gar nicht interessiert. Dresden ist immer eine Kulturstadt von großer internationaler Bedeutung gewesen. Aber als Bewerberstadt für so einen Titel wird der Ort doch gerade in der gesellschaftlichen Krise relevant.

ZEIT: Warum?
Schindhelm: Weil Dresden die europäische Stadt unterm Brennglas ist. Wir erleben zurzeit ja nicht nur eine Dresdner Krise, sondern eine europäische. Überall sind die Gesellschaften in Aufruhr, aber hier, in Ostdeutschland, tritt es besonders deutlich zutage. Ich stamme selbst aus dem Osten, aber habe nach 1990 die meiste Zeit außerhalb Deutschlands verbracht. Ich habe in Frankreich gelebt, als der Front National stärker wurde. Ich habe in London erlebt, wie sich der Brexit anbahnte. Und in Rom war ich in Berlusconi's letzten Amtsjahren. Die Frage, ob Europa aufbricht oder zusammenbricht – in Dresden ist sie greifbar.

ZEIT: Woran liegt das, Ihrer Meinung nach?
Schindhelm: Es gibt in Dresden eine doppelte europäische Identität: Die Stadt gehört zur Bundesrepublik, ihre Bewohner sind Bürger eines alten EU-Landes, aber auch Bürger eines neuen EU-Landes. Sie leben zwischen Osten und Westen, mitten in Europa, mit diesem unglaublichen Bruch 1989/90.

ZEIT: Können Sie die gesellschaftliche Aufwallung verstehen, die wir in Ostdeutschland erleben? Verstehen Sie Pegida?
Schindhelm: Ich habe mir Pegida natürlich sofort angeschaut, und es hat mich nicht über-rascht, nicht einmal erschüttert, dass es das gibt. Nicht weil ich es banal oder gar akzeptabel finde. Sondern weil es einer unheimlichen Logik folgt: Pegida spitzt eine allgemeine Verunsicherung zu. Die Frage, wo man hingehört in dieser Welt, ist überall relevant geworden, aber in Ostdeutschland eben besonders. Wir haben unser Motto für die Kulturhauptstadtbewerbung gerade beschlossen: »Neue Heimat Dresden 2025«. Es geht also darum, was Heimat eigentlich bedeutet in diesen Tagen. Was das Gemeinstiftende ist in Zeiten, in denen sich durch Migration, Digitalisierung, Globalisierung alles verändert.

ZEIT: Das Motto »Neue Heimat Dresden« wird kontrovers diskutiert. Manche finden, man erkläre Pegida damit geradezu zum Standortvorteil.
Schindhelm: Man hätte eigentlich schon 1990 ein Heimatministerium gebraucht – um ein gemeinsames Deutschland kulturell entstehen zu lassen. Stattdessen hat man im linksliberalen Mainstream zu lange den Heimatbegriff auch denen überlassen, die ihn für populistische Zwecke manipulieren wollten. Nun haben wir die Heimatdebatte von einer Seite bekommen, von der wir sie uns nicht wünschen konnten. Die Konsequenz muss sein, dass wir selbst den Begriff Heimat besetzen, ihn denen aus der Hand nehmen, die damit Schindluder treiben wollen. Aber die Dresdner diskutieren überhaupt sehr kontrovers, das ist wunderbar an dieser Stadt, das macht sie besonders. Und es gibt auch Kritik von der anderen Seite.

ZEIT: Die da wäre?
Schindhelm: Es gibt Dresdner, die fragen: Wieso sollten wir überhaupt Kulturhauptstadt werden? Wir sind doch sowieso Kulturhauptstadt! Es ist doch unter unserer Würde, sich mit den ganzen anderen langweiligen Städten zu messen!
ZEIT: Dass 2025 eine deutsche Stadt gekürt wird, steht bereits fest, weil jedes Jahr ein anderes Land an der Reihe ist. Neben Dresden bewerben sich unter anderem auch Hildesheim, Magdeburg, Chemnitz und Zittau.
Schindhelm: Was manche Dresdner im Kern auszeichnet, um es freundlich zu sagen, ist eine gewisse Selbstsicherheit in Fragen des kulturellen Rangs. Dass die Stadt auch innerhalb des Ostens noch mal ein Spezialfall ist, war mir immer klar. Ich war in den Sechzigern schon in Dresden, als Kind bin ich in Lederhosen durch die Ruinen gelaufen. Die barocke Vergangenheit, die Zerstörung, der Wiederaufbau – das hat sich alles eingegraben in die Seele der Stadt. Für manche Dresdner ist die Heimat, die sie sehen, gar nicht das Dresden von heute.

ZEIT: Sondern das, das es nicht mehr gibt?
Schindhelm: Eine Mischung. Eine Stadt der Fantasie und der Erinnerung, der Fiktion und der

Abstraktion. Ein idealisierter Ort. Man merkt in den Debatten, dass gerade ältere Menschen einerseits ihr Dresden verteidigen – und andererseits auch Leuten, die ebenfalls ihre Meinung sagen, entgegen: Ihr kennt das ja alles gar nicht! Ihr wart ja gar nicht dabei! Als sei das alte Dresden ein heiliger Gral, nur zugänglich für jene, die die Zerstörung noch selbst gesehen haben. Alles, was hinzugekommen ist, wird dann als Provokation und Infragestellen des Ideals betrachtet.

ZEIT: Sehr besonders an Dresden, auch für den Osten, war die Abgeschiedenheit zu DDR-Zeiten. Spielt das eine Rolle für die Mentalität hier?
Schindhelm: Ja, das fehlende Westfernsehen. Das ist kein Klischee. Ich bin ja in Bad Liebenstein aufgewachsen, direkt an der Grenze zur Bundesrepublik. Es hat mich geprägt, schon damals sehr genau den Westen gekannt zu haben – als virtuelle Realität, über Radio und Fernsehen eben. Man merkte im Lauf der Jahre immer deutlicher, wie sehr sich die Ansichten je nach DDR-Region unterschieden. Meine Freunde und Bekannten in Dresden sahen die Welt völlig anders als ich.

ZEIT: Haben Sie überlegen müssen, als die Bitte kam, Kulturhauptstadt-Kurator zu werden?
Schindhelm: Nein, ich war sofort begeistert. Ich bin auch schon 1999 gefragt worden, ob ich Kurator für die Bewerbung von Weimar sein will. Und 2010, ob ich mich für die Essener Bewerbung einsetzen möchte. Damals hat mich das alles nicht so sehr interessiert. Jetzt aber, in Dresden, geht es um wirklich relevante Fragen. Die Stadt, die diesen Titel trägt, steht ein Jahr im Fokus der europäischen Öffentlichkeit, darf unzählige Veranstaltungen ausrichten, es kann wirklich ein europäischer Geist in Dresden entstehen. Allerdings haben mich Freunde gefragt, ob ich das wirklich machen wollte.

ZEIT: Wegen Dresdens Ruf?
Schindhelm: Ja, wegen der politischen Verhältnisse. Und ich höre auch von den Leuten in Kultur- und Forschungsinstituten in der Stadt, dass es immer schwerer werde, international renommierte Experten nach Dresden zu holen, weil der Ruf im In- und Ausland so schlecht sei. Ich finde, da hat sich das Image von der Realität abgekoppelt. Als wäre Dresden ein einziger brauner Sumpf. Es ist ein wunderbarer Ort. Ich bin viel herumgekommen und würde behaupten, dass ich das beurteilen kann.

ZEIT: Ihr Lebenslauf passt tatsächlich auf keine DIN-A4-Seite. Sie haben in der Sowjetunion Quantenchemie studiert, Ende der Achtziger mit einer Physikerin namens Angela Merkel ein Büro in der Akademie der Wissenschaften in Berlin geteilt. In der Wendezeit hat es Sie plötzlich zum Theater gespült, seither sind Sie durch die Welt gezogen. Ist der Osten noch Ihre Heimat?
Schindhelm: Es ist der Ort, an den ich immer wieder zurückkehren muss. In meinem ersten Roman, *Roberts Reise*, steht der Satz: Ich bin Keimheimischer. Daraus sprach kein Stolz, sondern Trauer. Ich bin in einem merkwürdigen Zwiespalt deutscher Identität groß geworden. Bin ein Jahr vor dem Mauerbau in Eisenach geboren. Schon als junger Mensch spürte ich das Eingespartsein. Man wuchs auf zwischen unzähligen Verbots- und mit dem Gefühl, dass man in der Familie Dinge tat, die man draußen nie zugeben würde. Einerseits war die DDR für mich nicht Heimat. Andererseits die alte Bundesrepublik erst recht nicht. Heute habe ich das Schweizer Heimatrecht und die deutsche Staatsbürgerschaft, ich stehe wohl dazwischen.

ZEIT: Das Gefühl, zerrissen zu sein zwischen den Welten, teilen viele im Osten.
Schindhelm: Und ich kann das nachvollziehen. Ich war nach der Wende erleichtert, dass es mit der DDR vorbei war. Andererseits: Auch wenn man das Leben in diesem Land nicht geliebt hat, war die DDR eine ungeliebte Gewissheit. Die wurde ersetzt durch eine vielleicht zunächst leidenschaftlich angenommene Ungewissheit. Leider blieb auch nach 1990 eines, wie es war: Es gab weiterhin Deutsche erster und zweiter Klasse.

ZEIT: Woran merkte man das?
Schindhelm: Daran, wie Menschen und ihre Leistungen bewertet wurden. Wie kommuniziert wurde, wer im Mittelpunkt stand. Die Dominanz des Westens hat ja bis heute nicht aufgehört. Ausgerechnet die Rechten haben zuerst begriffen, dass es einen wachsenden Teil der Ostdeutschen gibt, der sich nicht vertreten fühlt. Die Wut des Ostens ist schon auch eine Reaktion auf das, was wir hier in den ersten Jahren des vereinten Deutschlands erlebt haben. Selbst ernannte Experten aus dem Westen haben den Ostdeutschen ihre eigene Geschichte erklärt. Das war nicht gut.

ZEIT: In Ihrer eigenen Geschichte taucht Angela Merkel auf, die spätere Bundeskanzlerin. Sie haben sie als junge Frau schon gut gekannt.
Schindhelm: Nach meinem Chemiestudium in Russland habe ich angefangen, in Adlershof in der Abteilung für theoretische Chemie zu arbeiten. Da saß sie mit mir im Büro: Eine Frau, die nur einige Jahre älter war, wir beide waren die mit Abstand Jüngsten. Auch ein gewisser Joachim Sauer arbeitete in der Abteilung, ihr späterer Ehemann.
ZEIT: Verstanden Sie sich gut?
Schindhelm: Angela Merkel und ich hatten Gemeinsamkeiten, einen freundschaftlichen Austausch, der bis heute anhält. 2006, in ihrer Rede zum Tag der Deutschen Einheit, hat sie von unserer Freundschaft berichtet. Von der Tatsache, dass ich ihr in der Wendezeit ein Buch geschenkt habe, in das ich eine Widmung schrieb: »Geh ins Offene«. Sie sagte in ihrer Rede, dass das der entscheidende Slogan für sie in der Wendezeit geworden sei und mit das Schönste, was man ihr zu der Zeit habe raten können. Das fand ich berührend.
ZEIT: Wie haben Sie und Frau Merkel die späte DDR erlebt?
Schindhelm: Man hatte nicht das Gefühl, dass die DDR bald untergehen würde. Sondern eher, dass sie in eine Art Phase der Ewigkeit eintritt. Es war eine Friedhofsstimmung. Ich weiß, dass Merkel damals die beginnende Perestrojka sehr interessierte, die Vorgänge in Russland. Ich weiß auch, dass sie in der Zeit einmal in den Westen reisen durfte, wegen einer privaten Angelegenheit, und wie eine Erleuchtete zurückkehrte: Der Westen ist uns so weit voraus! Aber sie kehrte eben trotzdem in den Osten zurück. Sie hat, genau wie ich, zum Ende der DDR ihre Karriere in der Wissenschaft beendet. Vielleicht hat das etwas damit zu tun, dass wir diese Sehnsucht nach dem Offenen hatten. Rauszukommen aus dem miefigen kleinen Gefängnis DDR.
ZEIT: Sie sind damals in die Kultur gewechselt, waren Anfang der Neunzigerjahre erst Direktor des Theaters Nordhausen, dann Intendant des Theaters in Gera. Wie kamen Sie zum Theater?
Schindhelm: Ich war schon immer von Theater und Literatur fasziniert gewesen. Ich bin in der DDR nur deshalb nicht in diesen Bereich gegangen, weil er ideologisch am stärksten kontrolliert war. Naturwissenschaften zu studieren, das war für mich eine klare Entscheidung gegen die Ideologie gewesen. Das einzige Gebiet, auf dem man frei denken durfte. Als es am Ende der DDR dann die Möglichkeit gab, in die Kunst zu wechseln, habe ich das gemacht. Dabei hatte ich nach dem Mauerfall keine Ahnung, wie man ein Theater mit 360 Mitarbeitern leitet. Paradoxerweise war das Anfang der Neunziger eine ganz gute Voraussetzung.
ZEIT: Weil alle neu anfangen mussten.
Schindhelm: Ja. Die Leute waren so experimentell und risikobereit. Niemand wusste, ob es im neuen Monat noch Gehalt oder Gage geben würde. Aber man hatte das Gefühl, dass schon alles werden würde. Das schweißte die Leute zusammen.
ZEIT: Hatten die Leute damals nicht andere Sorgen, als ins Theater zu gehen?
Schindhelm: Man staunt, wie wichtig den Deutschen selbst in so einer Zeit ihre Kultur ist. In Nordhausen, Altenburg, Gera, wo ich Theaterleiter war, waren wir die größten Arbeitgeber in einer Zeit astronomischer Arbeitslosigkeit. Die Wirtschaft brach ein, aber wir spielten weiter. Ich habe später in Dubai gearbeitet, in Hongkong, aber eine solche Bedeutung von Kultur habe ich nie wieder erlebt, nirgends auf der Welt.
ZEIT: Sie waren von 1996 bis 2006 Intendant des Theaters Basel, danach, bis 2007, Generaldirektor der Berliner Opern. Im Jahr 2001 machten Sie öffentlich, dass Sie zu DDR-Zeiten als IM des Ministeriums für Staatssicherheit geführt worden waren. Auch das gehört zu Ihrer Geschichte.
Schindhelm: Ja. Ich bin während meines Studiums in der Sowjetunion ins Visier der Stasi geraten. Ich habe permanent die Regeln gebrochen, hatte ausländische Freunde, unter anderem Journalisten und Mitarbeiter westlicher Botschaften, habe mich offenbar verdächtig gemacht. Seither stand ich unter der Beobachtung von KGB und Staatssicherheit. Ich habe mich immer geweigert, Informationen über die Menschen meiner Umgebung zu verraten. Später wurde das auch bewiesen. Sowohl in Basel, als auch in Berlin wurden Ehrenräte eingesetzt, unter Mitwirkung von Bürgerrechtlern wie Ulrike Poppe und Lutz Rathenow, die meine Geschichte überprüft haben, die sich über Monate meine Akte angesehen haben. Man kam zu dem Schluss, dass mir nichts vorzuwerfen ist. Damals, Anfang der 2000er-Jahre, wurden solche Geschichten schon viel differenzierter betrachtet, als es noch einige Jahre zuvor der Fall gewesen wäre.
ZEIT: Helfen Ihnen all diese Erlebnisse, die Gefühlslage der Ostdeutschen, der Dresdner, besser zu verstehen? Hilft das auch für die Bewerbung?
Schindhelm: Wir werden sehen. Ich habe große Lust, mit den Dresdnern gemeinsam diese Bewerbung zu entwickeln. Diese Kampagne ist ein Mobilisierungsprozess, sie lebt davon, dass wir es schaffen, die Stadt mitzureißen. Am Ende muss eine Jury aus internationalen und deutschen Experten davon überzeugt sein, dass Dresden diesen Kulturhauptstadt-Titel will, unbedingt will. Mein Job ist es, dieses Feuer gemeinsam mit den Dresdner Kulturleuten zu entfachen. Das traue ich uns zu.

ZEIT: Wie haben Sie und Frau Merkel die späte DDR erlebt?
Schindhelm: Man hatte nicht das Gefühl, dass die DDR bald untergehen würde. Sondern eher, dass sie in eine Art Phase der Ewigkeit eintritt. Es war eine Friedhofsstimmung. Ich weiß, dass Merkel damals die beginnende Perestrojka sehr interessierte, die Vorgänge in Russland. Ich weiß auch, dass sie in der Zeit einmal in den Westen reisen durfte, wegen einer privaten Angelegenheit, und wie eine Erleuchtete zurückkehrte: Der Westen ist uns so weit voraus! Aber sie kehrte eben trotzdem in den Osten zurück. Sie hat, genau wie ich, zum Ende der DDR ihre Karriere in der Wissenschaft beendet. Vielleicht hat das etwas damit zu tun, dass wir diese Sehnsucht nach dem Offenen hatten. Rauszukommen aus dem miefigen kleinen Gefängnis DDR.
ZEIT: Sie sind damals in die Kultur gewechselt, waren Anfang der Neunzigerjahre erst Direktor des Theaters Nordhausen, dann Intendant des Theaters in Gera. Wie kamen Sie zum Theater?
Schindhelm: Ich war schon immer von Theater und Literatur fasziniert gewesen. Ich bin in der DDR nur deshalb nicht in diesen Bereich gegangen, weil er ideologisch am stärksten kontrolliert war. Naturwissenschaften zu studieren, das war für mich eine klare Entscheidung gegen die Ideologie gewesen. Das einzige Gebiet, auf dem man frei denken durfte. Als es am Ende der DDR dann die Möglichkeit gab, in die Kunst zu wechseln, habe ich das gemacht. Dabei hatte ich nach dem Mauerfall keine Ahnung, wie man ein Theater mit 360 Mitarbeitern leitet. Paradoxerweise war das Anfang der Neunziger eine ganz gute Voraussetzung.
ZEIT: Weil alle neu anfangen mussten.
Schindhelm: Ja. Die Leute waren so experimentell und risikobereit. Niemand wusste, ob es im neuen Monat noch Gehalt oder Gage geben würde. Aber man hatte das Gefühl, dass schon alles werden würde. Das schweißte die Leute zusammen.
ZEIT: Hatten die Leute damals nicht andere Sorgen, als ins Theater zu gehen?
Schindhelm: Man staunt, wie wichtig den Deutschen selbst in so einer Zeit ihre Kultur ist. In Nordhausen, Altenburg, Gera, wo ich Theaterleiter war, waren wir die größten Arbeitgeber in einer Zeit astronomischer Arbeitslosigkeit. Die Wirtschaft brach ein, aber wir spielten weiter. Ich habe später in Dubai gearbeitet, in Hongkong, aber eine solche Bedeutung von Kultur habe ich nie wieder erlebt, nirgends auf der Welt.
ZEIT: Sie waren von 1996 bis 2006 Intendant des Theaters Basel, danach, bis 2007, Generaldirektor der Berliner Opern. Im Jahr 2001 machten Sie öffentlich, dass Sie zu DDR-Zeiten als IM des Ministeriums für Staatssicherheit geführt worden waren. Auch das gehört zu Ihrer Geschichte.
Schindhelm: Ja. Ich bin während meines Studiums in der Sowjetunion ins Visier der Stasi geraten. Ich habe permanent die Regeln gebrochen, hatte ausländische Freunde, unter anderem Journalisten und Mitarbeiter westlicher Botschaften, habe mich offenbar verdächtig gemacht. Seither stand ich unter der Beobachtung von KGB und Staatssicherheit. Ich habe mich immer geweigert, Informationen über die Menschen meiner Umgebung zu verraten. Später wurde das auch bewiesen. Sowohl in Basel, als auch in Berlin wurden Ehrenräte eingesetzt, unter Mitwirkung von Bürgerrechtlern wie Ulrike Poppe und Lutz Rathenow, die meine Geschichte überprüft haben, die sich über Monate meine Akte angesehen haben. Man kam zu dem Schluss, dass mir nichts vorzuwerfen ist. Damals, Anfang der 2000er-Jahre, wurden solche Geschichten schon viel differenzierter betrachtet, als es noch einige Jahre zuvor der Fall gewesen wäre.
ZEIT: Helfen Ihnen all diese Erlebnisse, die Gefühlslage der Ostdeutschen, der Dresdner, besser zu verstehen? Hilft das auch für die Bewerbung?
Schindhelm: Wir werden sehen. Ich habe große Lust, mit den Dresdnern gemeinsam diese Bewerbung zu entwickeln. Diese Kampagne ist ein Mobilisierungsprozess, sie lebt davon, dass wir es schaffen, die Stadt mitzureißen. Am Ende muss eine Jury aus internationalen und deutschen Experten davon überzeugt sein, dass Dresden diesen Kulturhauptstadt-Titel will, unbedingt will. Mein Job ist es, dieses Feuer gemeinsam mit den Dresdner Kulturleuten zu entfachen. Das traue ich uns zu.

ZEIT: Wie haben Sie und Frau Merkel die späte DDR erlebt?
Schindhelm: Man hatte nicht das Gefühl, dass die DDR bald untergehen würde. Sondern eher, dass sie in eine Art Phase der Ewigkeit eintritt. Es war eine Friedhofsstimmung. Ich weiß, dass Merkel damals die beginnende Perestrojka sehr interessierte, die Vorgänge in Russland. Ich weiß auch, dass sie in der Zeit einmal in den Westen reisen durfte, wegen einer privaten Angelegenheit, und wie eine Erleuchtete zurückkehrte: Der Westen ist uns so weit voraus! Aber sie kehrte eben trotzdem in den Osten zurück. Sie hat, genau wie ich, zum Ende der DDR ihre Karriere in der Wissenschaft beendet. Vielleicht hat das etwas damit zu tun, dass wir diese Sehnsucht nach dem Offenen hatten. Rauszukommen aus dem miefigen kleinen Gefängnis DDR.
ZEIT: Sie sind damals in die Kultur gewechselt, waren Anfang der Neunzigerjahre erst Direktor des Theaters Nordhausen, dann Intendant des Theaters in Gera. Wie kamen Sie zum Theater?
Schindhelm: Ich war schon immer von Theater und Literatur fasziniert gewesen. Ich bin in der DDR nur deshalb nicht in diesen Bereich gegangen, weil er ideologisch am stärksten kontrolliert war. Naturwissenschaften zu studieren, das war für mich eine klare Entscheidung gegen die Ideologie gewesen. Das einzige Gebiet, auf dem man frei denken durfte. Als es am Ende der DDR dann die Möglichkeit gab, in die Kunst zu wechseln, habe ich das gemacht. Dabei hatte ich nach dem Mauerfall keine Ahnung, wie man ein Theater mit 360 Mitarbeitern leitet. Paradoxerweise war das Anfang der Neunziger eine ganz gute Voraussetzung.
ZEIT: Weil alle neu anfangen mussten.
Schindhelm: Ja. Die Leute waren so experimentell und risikobereit. Niemand wusste, ob es im neuen Monat noch Gehalt oder Gage geben würde. Aber man hatte das Gefühl, dass schon alles werden würde. Das schweißte die Leute zusammen.
ZEIT: Hatten die Leute damals nicht andere Sorgen, als ins Theater zu gehen?
Schindhelm: Man staunt, wie wichtig den Deutschen selbst in so einer Zeit ihre Kultur ist. In Nordhausen, Altenburg, Gera, wo ich Theaterleiter war, waren wir die größten Arbeitgeber in einer Zeit astronomischer Arbeitslosigkeit. Die Wirtschaft brach ein, aber wir spielten weiter. Ich habe später in Dubai gearbeitet, in Hongkong, aber eine solche Bedeutung von Kultur habe ich nie wieder erlebt, nirgends auf der Welt.
ZEIT: Sie waren von 1996 bis 2006 Intendant des Theaters Basel, danach, bis 2007, Generaldirektor der Berliner Opern. Im Jahr 2001 machten Sie öffentlich, dass Sie zu DDR-Zeiten als IM des Ministeriums für Staatssicherheit geführt worden waren. Auch das gehört zu Ihrer Geschichte.
Schindhelm: Ja. Ich bin während meines Studiums in der Sowjetunion ins Visier der Stasi geraten. Ich habe permanent die Regeln gebrochen, hatte ausländische Freunde, unter anderem Journalisten und Mitarbeiter westlicher Botschaften, habe mich offenbar verdächtig gemacht. Seither stand ich unter der Beobachtung von KGB und Staatssicherheit. Ich habe mich immer geweigert, Informationen über die Menschen meiner Umgebung zu verraten. Später wurde das auch bewiesen. Sowohl in Basel, als auch in Berlin wurden Ehrenräte eingesetzt, unter Mitwirkung von Bürgerrechtlern wie Ulrike Poppe und Lutz Rathenow, die meine Geschichte überprüft haben, die sich über Monate meine Akte angesehen haben. Man kam zu dem Schluss, dass mir nichts vorzuwerfen ist. Damals, Anfang der 2000er-Jahre, wurden solche Geschichten schon viel differenzierter betrachtet, als es noch einige Jahre zuvor der Fall gewesen wäre.
ZEIT: Helfen Ihnen all diese Erlebnisse, die Gefühlslage der Ostdeutschen, der Dresdner, besser zu verstehen? Hilft das auch für die Bewerbung?
Schindhelm: Wir werden sehen. Ich habe große Lust, mit den Dresdnern gemeinsam diese Bewerbung zu entwickeln. Diese Kampagne ist ein Mobilisierungsprozess, sie lebt davon, dass wir es schaffen, die Stadt mitzureißen. Am Ende muss eine Jury aus internationalen und deutschen Experten davon überzeugt sein, dass Dresden diesen Kulturhauptstadt-Titel will, unbedingt will. Mein Job ist es, dieses Feuer gemeinsam mit den Dresdner Kulturleuten zu entfachen. Das traue ich uns zu.

ZEIT: Wie haben Sie und Frau Merkel die späte DDR erlebt?
Schindhelm: Man hatte nicht das Gefühl, dass die DDR bald untergehen würde. Sondern eher, dass sie in eine Art Phase der Ewigkeit eintritt. Es war eine Friedhofsstimmung. Ich weiß, dass Merkel damals die beginnende Perestrojka sehr interessierte, die Vorgänge in Russland. Ich weiß auch, dass sie in der Zeit einmal in den Westen reisen durfte, wegen einer privaten Angelegenheit, und wie eine Erleuchtete zurückkehrte: Der Westen ist uns so weit voraus! Aber sie kehrte eben trotzdem in den Osten zurück. Sie hat, genau wie ich, zum Ende der DDR ihre Karriere in der Wissenschaft beendet. Vielleicht hat das etwas damit zu tun, dass wir diese Sehnsucht nach dem Offenen hatten. Rauszukommen aus dem miefigen kleinen Gefängnis DDR.
ZEIT: Sie sind damals in die Kultur gewechselt, waren Anfang der Neunzigerjahre erst Direktor des Theaters Nordhausen, dann Intendant des Theaters in Gera. Wie kamen Sie zum Theater?
Schindhelm: Ich war schon immer von Theater und Literatur fasziniert gewesen. Ich bin in der DDR nur deshalb nicht in diesen Bereich gegangen, weil er ideologisch am stärksten kontrolliert war. Naturwissenschaften zu studieren, das war für mich eine klare Entscheidung gegen die Ideologie gewesen. Das einzige Gebiet, auf dem man frei denken durfte. Als es am Ende der DDR dann die Möglichkeit gab, in die Kunst zu wechseln, habe ich das gemacht. Dabei hatte ich nach dem Mauerfall keine Ahnung, wie man ein Theater mit 360 Mitarbeitern leitet. Paradoxerweise war das Anfang der Neunziger eine ganz gute Voraussetzung.
ZEIT: Weil alle neu anfangen mussten.
Schindhelm: Ja. Die Leute waren so experimentell und risikobereit. Niemand wusste, ob es im neuen Monat noch Gehalt oder Gage geben würde. Aber man hatte das Gefühl, dass schon alles werden würde. Das schweißte die Leute zusammen.
ZEIT: Hatten die Leute damals nicht andere Sorgen, als ins Theater zu gehen?
Schindhelm: Man staunt, wie wichtig den Deutschen selbst in so einer Zeit ihre Kultur ist. In Nordhausen, Altenburg, Gera, wo ich Theaterleiter war, waren wir die größten Arbeitgeber in einer Zeit astronomischer Arbeitslosigkeit. Die Wirtschaft brach ein, aber wir spielten weiter. Ich habe später in Dubai gearbeitet, in Hongkong, aber eine solche Bedeutung von Kultur habe ich nie wieder erlebt, nirgends auf der Welt.
ZEIT: Sie waren von 1996 bis 2006 Intendant des Theaters Basel, danach, bis 2007, Generaldirektor der Berliner Opern. Im Jahr 2001 machten Sie öffentlich, dass Sie zu DDR-Zeiten als IM des Ministeriums für Staatssicherheit geführt worden waren. Auch das gehört zu Ihrer Geschichte.
Schindhelm: Ja. Ich bin während meines Studiums in der Sowjetunion ins Visier der Stasi geraten. Ich habe permanent die Regeln gebrochen, hatte ausländische Freunde, unter anderem Journalisten und Mitarbeiter westlicher Botschaften, habe mich offenbar verdächtig gemacht. Seither stand ich unter der Beobachtung von KGB und Staatssicherheit. Ich habe mich immer geweigert, Informationen über die Menschen meiner Umgebung zu verraten. Später wurde das auch bewiesen. Sowohl in Basel, als auch in Berlin wurden Ehrenräte eingesetzt, unter Mitwirkung von Bürgerrechtlern wie Ulrike Poppe und Lutz Rathenow, die meine Geschichte überprüft haben, die sich über Monate meine Akte angesehen haben. Man kam zu dem Schluss, dass mir nichts vorzuwerfen ist. Damals, Anfang der 2000er-Jahre, wurden solche Geschichten schon viel differenzierter betrachtet, als es noch einige Jahre zuvor der Fall gewesen wäre.
ZEIT: Helfen Ihnen all diese Erlebnisse, die Gefühlslage der Ostdeutschen, der Dresdner, besser zu verstehen? Hilft das auch für die Bewerbung?
Schindhelm: Wir werden sehen. Ich habe große Lust, mit den Dresdnern gemeinsam diese Bewerbung zu entwickeln. Diese Kampagne ist ein Mobilisierungsprozess, sie lebt davon, dass wir es schaffen, die Stadt mitzureißen. Am Ende muss eine Jury aus internationalen und deutschen Experten davon überzeugt sein, dass Dresden diesen Kulturhauptstadt-Titel will, unbedingt will. Mein Job ist es, dieses Feuer gemeinsam mit den Dresdner Kulturleuten zu entfachen. Das traue ich uns zu.

ZEIT: Wie haben Sie und Frau Merkel die späte DDR erlebt?
Schindhelm: Man hatte nicht das Gefühl, dass die DDR bald untergehen würde. Sondern eher, dass sie in eine Art Phase der Ewigkeit eintritt. Es war eine Friedhofsstimmung. Ich weiß, dass Merkel damals die beginnende Perestrojka sehr interessierte, die Vorgänge in Russland. Ich weiß auch, dass sie in der Zeit einmal in den Westen reisen durfte, wegen einer privaten Angelegenheit, und wie eine Erleuchtete zurückkehrte: Der Westen ist uns so weit voraus! Aber sie kehrte eben trotzdem in den Osten zurück. Sie hat, genau wie ich, zum Ende der DDR ihre Karriere in der Wissenschaft beendet. Vielleicht hat das etwas damit zu tun, dass wir diese Sehnsucht nach dem Offenen hatten. Rauszukommen aus dem miefigen kleinen Gefängnis DDR.
ZEIT: Sie sind damals in die Kultur gewechselt, waren Anfang der Neunzigerjahre erst Direktor des Theaters Nordhausen, dann Intendant des Theaters in Gera. Wie kamen Sie zum Theater?
Schindhelm: Ich war schon immer von Theater und Literatur fasziniert gewesen. Ich bin in der DDR nur deshalb nicht in diesen Bereich gegangen, weil er ideologisch am stärksten kontrolliert war. Naturwissenschaften zu studieren, das war für mich eine klare Entscheidung gegen die Ideologie gewesen. Das einzige Gebiet, auf dem man frei denken durfte. Als es am Ende der DDR dann die Möglichkeit gab, in die Kunst zu wechseln, habe ich das gemacht. Dabei hatte ich nach dem Mauerfall keine Ahnung, wie man ein Theater mit 360 Mitarbeitern leitet. Paradoxerweise war das Anfang der Neunziger eine ganz gute Voraussetzung.
ZEIT: Weil alle neu anfangen mussten.
Schindhelm: Ja. Die Leute waren so experimentell und risikobereit. Niemand wusste, ob es im neuen Monat noch Gehalt oder Gage geben würde. Aber man hatte das Gefühl, dass schon alles werden würde. Das schweißte die Leute zusammen.
ZEIT: Hatten die Leute damals nicht andere Sorgen, als ins Theater zu gehen?
Schindhelm: Man staunt, wie wichtig den Deutschen selbst in so einer Zeit ihre Kultur ist. In Nordhausen, Altenburg, Gera, wo ich Theaterleiter war, waren wir die größten Arbeitgeber in einer Zeit astronomischer Arbeitslosigkeit. Die Wirtschaft brach ein, aber wir spielten weiter. Ich habe später in Dubai gearbeitet, in Hongkong, aber eine solche Bedeutung von Kultur habe ich nie wieder erlebt, nirgends auf der Welt.
ZEIT: Sie waren von 1996 bis 2006 Intendant des Theaters Basel, danach, bis 2007, Generaldirektor der Berliner Opern. Im Jahr 2001 machten Sie öffentlich, dass Sie zu DDR-Zeiten als IM des Ministeriums für Staatssicherheit geführt worden waren. Auch das gehört zu Ihrer Geschichte.
Schindhelm: Ja. Ich bin während meines Studiums in der Sowjetunion ins Visier der Stasi geraten. Ich habe permanent die Regeln gebrochen, hatte ausländische Freunde, unter anderem Journalisten und Mitarbeiter westlicher Botschaften, habe mich offenbar verdächtig gemacht. Seither stand ich unter der Beobachtung von KGB und Staatssicherheit. Ich habe mich immer geweigert, Informationen über die Menschen meiner Umgebung zu verraten. Später wurde das auch bewiesen. Sowohl in Basel, als auch in Berlin wurden Ehrenräte eingesetzt, unter Mitwirkung von Bürgerrechtlern wie Ulrike Poppe und Lutz Rathenow, die meine Geschichte überprüft haben, die sich über Monate meine Akte angesehen haben. Man kam zu dem Schluss, dass mir nichts vorzuwerfen ist. Damals, Anfang der 2000er-Jahre, wurden solche Geschichten schon viel differenzierter betrachtet, als es noch einige Jahre zuvor der Fall gewesen wäre.
ZEIT: Helfen Ihnen all diese Erlebnisse, die Gefühlslage der Ostdeutschen, der Dresdner, besser zu verstehen? Hilft das auch für die Bewerbung?
Schindhelm: Wir werden sehen. Ich habe große Lust, mit den Dresdnern gemeinsam diese Bewerbung zu entwickeln. Diese Kampagne ist ein Mobilisierungsprozess, sie lebt davon, dass wir es schaffen, die Stadt mitzureißen. Am Ende muss eine Jury aus internationalen und deutschen Experten davon überzeugt sein, dass Dresden diesen Kulturhauptstadt-Titel will, unbedingt will. Mein Job ist es, dieses Feuer gemeinsam mit den Dresdner Kulturleuten zu entfachen. Das traue ich uns zu.

ZEIT: Wie haben Sie und Frau Merkel die späte DDR erlebt?
Schindhelm: Man hatte nicht das Gefühl, dass die DDR bald untergehen würde. Sondern eher, dass sie in eine Art Phase der Ewigkeit eintritt. Es war eine Friedhofsstimmung. Ich weiß, dass Merkel damals die beginnende Perestrojka sehr interessierte, die Vorgänge in Russland. Ich weiß auch, dass sie in der Zeit einmal in den Westen reisen durfte, wegen einer privaten Angelegenheit, und wie eine Erleuchtete zurückkehrte: Der Westen ist uns so weit voraus! Aber sie kehrte eben trotzdem in den Osten zurück. Sie hat, genau wie ich, zum Ende der DDR ihre Karriere in der Wissenschaft beendet. Vielleicht hat das etwas damit zu tun, dass wir diese Sehnsucht nach dem Offenen hatten. Rauszukommen aus dem miefigen kleinen Gefängnis DDR.
ZEIT: Sie sind damals in die Kultur gewechselt, waren Anfang der Neunzigerjahre erst Direktor des Theaters Nordhausen, dann Intendant des Theaters in Gera. Wie kamen Sie zum Theater?
Schindhelm: Ich war schon immer von Theater und Literatur fasziniert gewesen. Ich bin in der DDR nur deshalb nicht in diesen Bereich gegangen, weil er ideologisch am stärksten kontrolliert war. Naturwissenschaften zu studieren, das war für mich eine klare Entscheidung gegen die Ideologie gewesen. Das einzige Gebiet, auf dem man frei denken durfte. Als es am Ende der DDR dann die Möglichkeit gab, in die Kunst zu wechseln, habe ich das gemacht. Dabei hatte ich nach dem Mauerfall keine Ahnung, wie man ein Theater mit 360 Mitarbeitern leitet. Paradoxerweise war das Anfang der Neunziger eine ganz gute Voraussetzung.
ZEIT: Weil alle neu anfangen mussten.
Schindhelm: Ja. Die Leute waren so experimentell und risikobereit. Niemand wusste, ob es im neuen Monat noch Gehalt oder Gage geben würde. Aber man hatte das Gefühl, dass schon alles werden würde. Das schweißte die Leute zusammen.
ZEIT: Hatten die Leute damals nicht andere Sorgen, als ins Theater zu gehen?
Schindhelm: Man staunt, wie wichtig den Deutschen selbst in so einer Zeit ihre Kultur ist. In Nordhausen, Altenburg, Gera, wo ich Theaterleiter war, waren wir die größten Arbeitgeber in einer Zeit astronomischer Arbeitslosigkeit. Die Wirtschaft brach ein, aber wir spielten weiter. Ich habe später in Dubai gearbeitet, in Hongkong, aber eine solche Bedeutung von Kultur habe ich nie wieder erlebt, nirgends auf der Welt.
ZEIT: Sie waren von 1996 bis 2006 Intendant des Theaters Basel, danach, bis 2007, Generaldirektor der Berliner Opern. Im Jahr 2001 machten Sie öffentlich, dass Sie zu DDR-Zeiten als IM des Ministeriums für Staatssicherheit geführt worden waren. Auch das gehört zu Ihrer Geschichte.
Schindhelm: Ja. Ich bin während meines Studiums in der Sowjetunion ins Visier der Stasi geraten. Ich habe permanent die Regeln gebrochen, hatte ausländische Freunde, unter anderem Journalisten und Mitarbeiter westlicher Botschaften, habe mich offenbar verdächtig gemacht. Seither stand ich unter der Beobachtung von KGB und Staatssicherheit. Ich habe mich immer geweigert, Informationen über die Menschen meiner Umgebung zu verraten. Später wurde das auch bewiesen. Sowohl in Basel, als auch in Berlin wurden Ehrenräte eingesetzt, unter Mitwirkung von Bürgerrechtlern wie Ulrike Poppe und Lutz Rathenow, die meine Geschichte überprüft haben, die sich über Monate meine Akte angesehen haben. Man kam zu dem Schluss, dass mir nichts vorzuwerfen ist. Damals, Anfang der 2000er-Jahre, wurden solche Geschichten schon viel differenzierter betrachtet, als es noch einige Jahre zuvor der Fall gewesen wäre.
ZEIT: Helfen Ihnen all diese Erlebnisse, die Gefühlslage der Ostdeutschen, der Dresdner, besser zu verstehen? Hilft das auch für die Bewerbung?
Schindhelm: Wir werden sehen. Ich habe große Lust, mit den Dresdnern gemeinsam diese Bewerbung zu entwickeln. Diese Kampagne ist ein Mobilisierungsprozess, sie lebt davon, dass wir es schaffen, die Stadt mitzureißen. Am Ende muss eine Jury aus internationalen und deutschen Experten davon überzeugt sein, dass Dresden diesen Kulturhauptstadt-Titel will, unbedingt will. Mein Job ist es, dieses Feuer gemeinsam mit den Dresdner Kulturleuten zu entfachen. Das traue ich uns zu.

ZEIT: Wie haben Sie und Frau Merkel die späte DDR erlebt?
Schindhelm: Man hatte nicht das Gefühl, dass die DDR bald untergehen würde. Sondern eher, dass sie in eine Art Phase der Ewigkeit eintritt. Es war eine Friedhofsstimmung. Ich weiß, dass Merkel damals die beginnende Perestrojka sehr interessierte, die Vorgänge in Russland. Ich weiß auch, dass sie in der Zeit einmal in den Westen reisen durfte, wegen einer privaten Angelegenheit, und wie eine Erleuchtete zurückkehrte: Der Westen ist uns so weit voraus! Aber sie kehrte eben trotzdem in den Osten zurück. Sie hat, genau wie ich, zum Ende der DDR ihre Karriere in der Wissenschaft beendet. Vielleicht hat das etwas damit zu tun, dass wir diese Sehnsucht nach dem Offenen hatten. Rauszukommen aus dem miefigen kleinen Gefängnis DDR.
ZEIT: Sie sind damals in die Kultur gewechselt, waren Anfang der Neunzigerjahre erst Direktor des Theaters Nordhausen, dann Intendant des Theaters in Gera. Wie kamen Sie zum Theater?
Schindhelm: Ich war schon immer von Theater und Literatur fasziniert gewesen. Ich bin in der DDR nur deshalb nicht in diesen Bereich gegangen, weil er ideologisch am stärksten kontrolliert war. Naturwissenschaften zu studieren, das war für mich eine klare Entscheidung gegen die Ideologie gewesen. Das einzige Gebiet, auf dem man frei denken durfte. Als es am Ende der DDR dann die Möglichkeit gab, in die Kunst zu wechseln, habe ich das gemacht. Dabei hatte ich nach dem Mauerfall keine Ahnung, wie man ein Theater mit 360 Mitarbeitern leitet. Paradoxerweise war das Anfang der Neunziger eine ganz gute Voraussetzung.
ZEIT: Weil alle neu anfangen mussten.
Schindhelm: Ja. Die Leute waren so experimentell und risikobereit. Niemand wusste, ob es im neuen Monat noch Gehalt oder Gage geben würde. Aber man hatte das Gefühl, dass schon alles werden würde. Das schweißte die Leute zusammen.
ZEIT: Hatten die Leute damals nicht andere Sorgen, als ins Theater zu gehen?
Schindhelm: Man staunt, wie wichtig den Deutschen selbst in so einer Zeit ihre Kultur ist. In Nordhausen, Altenburg, Gera, wo ich Theaterleiter war, waren wir die größten Arbeitgeber in einer Zeit astronomischer Arbeitslosigkeit. Die Wirtschaft brach ein, aber wir spielten weiter. Ich habe später in Dubai gearbeitet, in Hongkong, aber eine solche Bedeutung von Kultur habe ich nie wieder erlebt, nirgends auf der Welt.
ZEIT: Sie waren von 1996 bis 2006 Intendant des Theaters Basel, danach, bis 2007, Generaldirektor der Berliner Opern. Im Jahr 2001 machten Sie öffentlich, dass Sie zu DDR-Zeiten als IM des Ministeriums für Staatssicherheit geführt worden waren. Auch das gehört zu Ihrer Geschichte.
Schindhelm: Ja. Ich bin während meines Studiums in der Sowjetunion ins Visier der Stasi geraten. Ich habe permanent die Regeln gebrochen, hatte ausländische Freunde, unter anderem Journalisten und Mitarbeiter westlicher Botschaften, habe mich offenbar verdächtig gemacht. Seither stand ich unter der Beobachtung von KGB und Staatssicherheit. Ich habe mich immer geweigert, Informationen über die Menschen meiner Umgebung zu verraten. Später wurde das auch bewiesen. Sowohl in Basel, als auch in Berlin wurden Ehrenräte eingesetzt, unter Mitwirkung von Bürgerrechtlern wie Ulrike Poppe und Lutz Rathenow, die meine Geschichte überprüft haben, die sich über Monate meine Akte angesehen haben. Man kam zu dem Schluss, dass mir nichts vorzuwerfen ist. Damals, Anfang der 2000er-Jahre, wurden solche Geschichten schon viel differenzierter betrachtet, als es noch einige Jahre zuvor der Fall gewesen wäre.
ZEIT: Helfen Ihnen all diese Erlebnisse, die Gefühlslage der Ostdeutschen, der Dresdner, besser zu verstehen? Hilft das auch für die Bewerbung?
Schindhelm: Wir werden sehen. Ich habe große Lust, mit den Dresdnern gemeinsam diese Bewerbung zu entwickeln. Diese Kampagne ist ein Mobilisierungsprozess, sie lebt davon, dass wir es schaffen, die Stadt mitzureißen. Am Ende muss eine Jury aus internationalen und deutschen Experten davon überzeugt sein, dass Dresden diesen Kulturhauptstadt-Titel will, unbedingt will. Mein Job ist es, dieses Feuer gemeinsam mit den Dresdner Kulturleuten zu entfachen. Das traue ich uns zu.

ZEIT: Wie haben Sie und Frau Merkel die späte DDR erlebt?
Schindhelm: Man hatte nicht das Gefühl, dass die DDR bald untergehen würde. Sondern eher, dass sie in eine Art Phase der Ewigkeit eintritt. Es war eine Friedhofsstimmung. Ich weiß, dass Merkel damals die beginnende Perestrojka sehr interessierte, die Vorgänge in Russland. Ich weiß auch, dass sie in der Zeit einmal in den Westen reisen durfte, wegen einer privaten Angelegenheit, und wie eine Erleuchtete zurückkehrte: Der Westen ist uns so weit voraus! Aber sie kehrte eben trotzdem in den Osten zurück. Sie hat, genau wie ich, zum Ende der DDR ihre Karriere in der Wissenschaft beendet. Vielleicht hat das etwas damit zu tun, dass wir diese Sehnsucht nach dem Offenen hatten. Rauszukommen aus dem miefigen kleinen Gefängnis DDR.
ZEIT: Sie sind damals in die Kultur gewechselt, waren Anfang der Neunzigerjahre erst Direktor des Theaters Nordhausen, dann Intendant des Theaters in Gera. Wie kamen Sie zum Theater?
Schindhelm: Ich war schon immer von Theater und Literatur fasziniert gewesen. Ich bin in der DDR nur deshalb nicht in diesen Bereich gegangen, weil er ideologisch am stärksten kontrolliert war. Naturwissenschaften zu studieren, das war für mich eine klare Entscheidung gegen die Ideologie gewesen. Das einzige Gebiet, auf dem man frei denken durfte. Als es am Ende der DDR dann die Möglichkeit gab, in die Kunst zu wechseln, habe ich das gemacht. Dabei hatte ich nach dem Mauerfall keine Ahnung, wie man ein Theater mit 360 Mitarbeitern leitet. Paradoxerweise war das Anfang der Neunziger eine ganz gute Voraussetzung.
ZEIT: Weil alle neu anfangen mussten.
Schindhelm: Ja. Die Leute waren so experimentell und risikobereit. Niemand wusste, ob es im neuen Monat noch Gehalt oder Gage geben würde. Aber man hatte das Gefühl, dass schon alles werden würde. Das schweißte die Leute zusammen.
ZEIT: Hatten die Leute damals nicht andere Sorgen, als ins Theater zu gehen?
Schindhelm: Man staunt, wie wichtig den Deutschen selbst in so einer Zeit ihre Kultur ist. In Nordhausen, Altenburg, Gera, wo ich Theaterleiter war, waren wir die größten Arbeitgeber in einer Zeit astronomischer Arbeitslosigkeit. Die Wirtschaft brach ein, aber wir spielten weiter. Ich habe später in Dubai gearbeitet, in Hongkong, aber eine solche Bedeutung von Kultur habe ich nie wieder erlebt, nirgends auf der Welt.
ZEIT: Sie waren von 1996 bis 2006 Intendant des Theaters Basel, danach, bis 2007, Generaldirektor der Berliner Opern. Im Jahr 2001 machten Sie öffentlich, dass Sie zu DDR-Zeiten als IM des Ministeriums für Staatssicherheit geführt worden waren. Auch das gehört zu Ihrer Geschichte.
Schindhelm: Ja. Ich bin während meines Studiums in der Sowjetunion ins Visier der Stasi geraten. Ich habe permanent die Regeln gebrochen, hatte ausländische Freunde, unter anderem Journalisten und Mitarbeiter westlicher Botschaften, habe mich offenbar verdächtig gemacht. Seither stand ich unter der Beobachtung von KGB und Staatssicherheit. Ich habe mich immer geweigert, Informationen über die Menschen meiner Umgebung zu verraten. Später wurde das auch bewiesen. Sowohl in Basel, als auch in Berlin wurden Ehrenräte eingesetzt, unter Mitwirkung von Bürgerrechtlern wie Ulrike Poppe und Lutz Rathenow, die meine Geschichte überprüft haben, die sich über Monate meine Akte angesehen haben. Man kam zu dem Schluss, dass mir nichts vorzuwerfen ist. Damals, Anfang der 2000er-Jahre, wurden solche Geschichten schon viel differenzierter betrachtet, als es noch einige Jahre zuvor der Fall gewesen wäre.
ZEIT: Helfen Ihnen all diese Erlebnisse, die Gefühlslage der Ostdeutschen, der Dresdner, besser zu verstehen? Hilft das auch für die Bewerbung?
Schindhelm: Wir werden sehen. Ich habe große Lust, mit den Dresdnern gemeinsam diese Bewerbung zu entwickeln. Diese Kampagne ist ein Mobilisierungsprozess, sie lebt davon, dass wir es schaffen, die Stadt mitzureißen. Am Ende muss eine Jury aus internationalen und deutschen Experten davon überzeugt sein, dass Dresden diesen Kulturhauptstadt-Titel will, unbedingt will. Mein Job ist es, dieses Feuer gemeinsam mit den Dresdner Kulturleuten zu entfachen. Das traue ich uns zu.

ZEIT: Wie haben Sie und Frau Merkel die späte DDR erlebt?
Schindhelm: Man hatte nicht das Gefühl, dass die DDR bald untergehen würde. Sondern eher, dass sie in eine Art Phase der Ewigkeit eintritt. Es war eine Friedhofsstimmung. Ich weiß, dass Merkel damals die beginnende Perestrojka sehr interessierte, die Vorgänge in Russland. Ich weiß auch, dass sie in der Zeit einmal in den Westen reisen durfte, wegen einer privaten Angelegenheit, und wie eine Erleuchtete zurückkehrte: Der Westen ist uns so weit voraus! Aber sie kehrte eben trotzdem in den Osten zurück. Sie hat, genau wie ich, zum Ende der DDR ihre Karriere in der Wissenschaft beendet. Vielleicht hat das etwas damit zu tun, dass wir diese Sehnsucht nach dem Offenen hatten. Rauszukommen aus dem miefigen kleinen Gefängnis DDR.
ZEIT: Sie sind damals in die Kultur gewechselt, waren Anfang der Neunzigerjahre erst Direktor des Theaters Nordhausen, dann Intendant des Theaters in Gera. Wie kamen Sie zum Theater?
Schindhelm: Ich war schon immer von Theater und Literatur fasziniert gewesen. Ich bin in der DDR nur deshalb nicht in diesen Bereich gegangen, weil er ideologisch am stärksten kontrolliert war. Naturwissenschaften zu studieren, das war für mich eine klare Entscheidung gegen die Ideologie gewesen. Das einzige Gebiet, auf dem man frei denken durfte. Als es am Ende der DDR dann die Möglichkeit gab, in die Kunst zu wechseln, habe ich das gemacht. Dabei hatte ich nach dem Mauerfall keine Ahnung, wie man ein Theater mit 360 Mitarbeitern leitet. Paradoxerweise war das Anfang der Neunziger eine ganz gute Voraussetzung.
ZEIT: Weil alle neu anfangen mussten.
Schindhelm: Ja. Die Leute waren so experimentell und risikobereit. Niemand wusste, ob es im neuen Monat noch Gehalt oder Gage geben würde. Aber man hatte das Gefühl, dass schon alles werden würde. Das schweißte die Leute zusammen.
ZEIT: Hatten die Leute damals nicht andere Sorgen, als ins Theater zu gehen?
Schindhelm: Man staunt, wie wichtig den Deutschen selbst in so einer Zeit ihre Kultur ist. In Nordhausen, Altenburg, Gera, wo ich Theaterleiter war, waren wir die größten Arbeitgeber in einer Zeit astronomischer Arbeitslosigkeit. Die Wirtschaft brach ein, aber wir spielten weiter. Ich habe später in Dubai gearbeitet, in Hongkong, aber eine solche Bedeutung von Kultur habe ich nie wieder erlebt, nirgends auf der Welt.
ZEIT